

(Nachdruck verboten.)

## 67 Zwischen zwei Scherzen.

Erzählung von L. Berni.

Die graugrünen Olivenhügel, die hier und da durch einige dunkle Cypressen belebt wurden, die wellenförmig aufsteigenden Berge auf der einen Seite, auf der anderen der tiefblaue Himmel mit den steilen Gipfeln der carrarischen Felsen, vor ihnen die sonnenbestrahlte Ebene, die mit Willen besät ist, Florenz mit seinen Türmen, dem hochragenden, alles beherrschenden Dome, boten ein Schauspiel, das wohl des Anschauens wert war.

Aber diese lustige Gesellschaft zog es vor, sich selbst anzuschauen, die abgedroschenen Anekdoten zu wiederholen und auch in diese reine Luft zwischen die weißen Gänseblümchen und frischen Weilchen ihr ewiges Modeparfüm zu tragen, den Ton der heißen Vallée und der eleganten Boudoirs. Nachgerade war das ihre Atmosphäre geworden, ihre natürliche Hülle, die ihr überall hin folgte, sie überall umgab, und von der sie sich nicht einmal durch einen Willensakt frei machen konnten.

Der einzige Zwischenfall, der die übliche wohlfeile Unterhaltung unterbrach, war folgender.

Man begegnete einem eingeschrumpften Alten mit einer Orgel. Beppo rief ihn an. Es entspann sich eine lange Unterhaltung. Endlich näherte sich Beppo dem Landauer:

„Sind Sie einverstanden, Gräfin, wenn ich Ihren Diener auf den Wagen mit den Speisevorräten schicke und diesen Menschen hier aufsteigen lasse? So haben wir auch Musik.“

„Ja wohl“, sagte Bianca, „aber das Tier da“, . . . und sie sah mitleidig auf einen armen kleinen Affen in einem roten Röschchen; er war mager und erschöpft wie sein Herr und wie dieser bestimmt, einen Frohsinn zu erwecken, den er selbst nicht empfand.

„Ich habe es dem jungen Herren wohl gesagt“, knurrte das Männchen mit unsicherem Blick, „ich kann auch nicht kommen. . . ich habe versprochen, ihnen zum Tanz aufzuspielen, dort oben bei dem Feste in Sestignano. Lassen Sie mich fort.“

„Da sieht man wieder, was für ein Schafskopf Du bist“, antwortete Beppo ruhig, seiner Sache sicher, „in Sestignano müßtest Du den ganzen Tag und die Hälfte der Nacht spielen. Und was brächtest Du schließlich nach Hause? Steig auf, und danke Gott für das Glück, das Dir zustoßt“, — und er hieß ihn mit einer Handbewegung aufsteigen, wie jemand, der überhaupt keinen Widerspruch erwartet.

Die Orgel war nur mit Mühe neben dem Kutscher unterzubringen; das Aeffchen, dem dies alles neu war, gab keinen Augenblick Frieden, ja noch schlimmer, beim ersten Peitschenknall erschreckte es sich, sprang entsetzt auf den Kutscher zu und biß ihn in die schöne adlerförmige Nase. Das Ganze war so drollig, daß alle sich darüber zu belustigen schienen, da ja kein wirkliches Unglück angerichtet war. Man lachte um so mehr, als der Kutscher, ein schöner junger Mann, auch auf diese Schönheit stolz war und die Scherze über sein entstelltes Gesicht bitter übel nahm.

„Therese schaut Dich nicht mehr an, hat nicht mehr Aug' für Dich“, sang Beppo ihm vor. Ein leises Wort des Bedauerns von Bianca hatte keinerlei Wirkung. Wirkfamer war wohl ein Fünfsrankenschein, den ihm Beppo, von etwas wie Neue erfasst, heimlich in die Hand schob, und der ihn von neuem lehrte, jede Pille zu verschlucken, wenn sie nur vergoldet wurde.

In dem Ziele der Fahrt, einem kleinen, von Orangenhäusern und Cypressen beschatteten Kreise, fanden sie auf dem Gras und den Weilchen ein weißes Tisch Tuch, auf dem Kristall und Silberzeug glänzte, sowie Sträuße seltener Orchideen. Der allseitige Appetit vereinfachte die Formlichkeiten. Zu Anfang war sogar die Hingabe an Essen und Trinken so groß, daß wenig anderes beachtet wurde; als dann der Körper zum Teil befriedigt war, drängte sich der „Geist“ wieder hervor und es erhob sich lebhaftes Geplauder.

Unter den aufrichtigsten Verehrern von Glas und Teller

befand sich auch Alberto, so daß Beppo ihm lachend sagte, als von einem neu Geadelten die Rede war:

„Du sollst auch ein neues Wappen bekommen, mit gekreuzten Messern und Gabeln.“

„Ja, und sehen wir einen Pfeil und Bogen ins Wappen,“ antwortete der Geneatte in demselben Tone, „nur die Binde wird Dir geschenkt, denn heutzutage hat auch Amor offene Augen. Behalte Du Dir den Dampf, ich halte es mit dem Braten!“

„Jedem nach seinem Geschmack . . .“ und bei diesen Worten heftete er die Augen vielsagend auf Bianca, die neben ihm saß.

Als man nach dem Essen zu Cigarren und Cigaretten übergegangen war, setzte man sich auf den Rasen, lehnte sich gegen Baumstämme, andere streckten sich der Länge lang ins Gras. Aber schnell machte sich die Kühle fühlbar.

„Her mit der Musik.“

So erschien der Alte mit der Orgel und dem Aeffchen. Er spielte eine Polka, dann einen Walzer, dann dieselbe Polka, denselben Walzer. Die Töne der Orgel bildeten einen Rhythmus in jener lieblichen Natur, die sanfte Harmonien zu hauchen schien, einen Rhythmus wie das frivole Gekreiseln der Damen, die hohen gestärkten Kragen und die angelsächsische Steifheit der Herren gegenüber dem feierlichen Ernst der Berge und der Anmut der welligen Hügel.

Aber die zertretenen Weilchen dufteten um so süßer, die frische Luft und der Champagner animierten und Frohsinn und Ausgelassenheit wuchsen und bemächtigten sich aller. Je länger man tanzte, um so mehr wollte man tanzen.

Endlich sagte Beppo de Neri atemlos, den malerischen Schlapphut als Fächer in der Hand, zum Spielmann: „Uff! Muß es denn immer ein und dieselbe Leier sein?“

„Nein, gnädiger Herr, alles, was Sie wünschen. Ich wüßte noch eins, wozu man tanzen kann, es ist ein Tanz aus Neapel, hier werden sie ihn vielleicht nicht kennen . . . Tirritulle, oder wie er heißt. Wünschen Sie ihn zu hören?“

„Immer los! Schlimmer als der andere kann er auch nicht sein.“

Der Alte neigte den Kopf auf eine Seite und begann demütig zu drehen.

„Ah!“ rief Bianca bei den ersten Noten, ganz rot vor Freude, „die Tarantella!“

„Wie aufgeregt! Das scheint die süßesten Erinnerungen herborzuzaubern“, bemerkte Beppo, der sie malitiös beobachtete.

„Ach ja! wenn Sie wüßten! Aber Sie werden mich auslachen. Als ich vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, führte ich ein endlos langweiliges Leben bei meiner Tante . . . Da kam eines Tages ein neapolitanischer Verwalter, die Tochter konnte die Tarantella tanzen, und von der habe ich's gelernt . . . Denken Sie sich, sogar abends, wenn wir den Rosenkranz beten sollten, — welche Taugenichtse! — gingen wir ganz in den Hintergrund der Kapelle und im richtigen Moment schlichen wir hinaus, und dann ging's los!“

Beppos Gesicht verlor den malitiösen Ausdruck; es war unmöglich, dieser schlichten Offenheit zu widerstehen: „Auch ich kann die Tarantella, ich habe mich aber mit einem Lehrer geplagt, um sie zu lernen. Wollen — wir's versuchen?“

„Ach ja, ja!“

Das sagte Bianca, die schon ungewöhnlich animiert war, mit einem Eifer, einer Lebhaftigkeit, die man bei ihr nicht kannte. Schnell schürzte sie ihr Kleid an den Hüften, wie es die Hirtinnen der Berge thun, und nachdem sie ihr elegantes Rapotthütchen abgenommen, griff sie mit einem Lächeln und einem „Ist's erlaubt?“ in den Augen nach Beppos Gut, setzte ihn ein wenig schief und stellte sich auf. Sie bot ein liebliches anziehendes Bild, rosig und frisch, mit dem welligen Haar, das goldige Kestler hatte, unter dem breiten dunkelbraunen Schlapphut, die Hand in der Hand Beppos, dessen hohe Gestalt mit dem braunen Kopf einen malerischen Kontrast bot. Sogar die jungen Frauen, die selbst danach verlangten, die erste Rolle zu spielen, selbst die reiferen, deren Beifall erst mit etwas Malice gemischt war, — von denen einige selbst den niedrigen Wunsch gehegt hatten, die beiden dahin zu bringen, wo solche Lagen schief und gefährlich werden, — fühlten schließ-

sich ihre Bosheit schwinden, besänftigt und bezwungen von diesem einfachen Frohsinn, von dieser gütigen Schönheit.

„Bravo, bravo, famos, ausgezeichnet!“ rief Alberto, einmal über das andere in die Hände schlagend; er war entzückt, daß seine Frau endlich den freieren Ton ihres Kreises anschlug und sich das dort übliche sans gêne eignete. Als dann am Ende des Tanzes Beppo mit einem glühenden Blick auf Bianca ihr weißes Händchen sehr zärtlich küßte, da war ihr Mann völlig befriedigt. Ein solcher Löwe unter den Lebemännern! Für seine Frau machte er sich keine Gedanken.

Unterdessen hatten sich noch andere amüsiert, nämlich die, die froh waren, aus dem Bereich von Biancas Augen und Ohren zu sein, um sich mit ihren Freunden in Benehmen und Rede mit ihren alten Bekannten gehen zu lassen. Vor ihr genierte man sich immer etwas, und es war zu ärgerlich, jedes Wort und jede Bewegung abmessen zu müssen, wie Schulmädchen.

Endlich kam aber doch der Augenblick, wo alle müde und auch durstig waren. Sofort reichte man Limonaden, Champagner, Fruchteis herum, deren eifriger Wohlgeschmack dies lustige Vivonac neu belebte.

„Hoch die Geselligkeit, hoch der Frohsinn!“ tröstete Beppo, der als der wahre Gastgeber dieses sogenannten Picnicks sehr festlicher Stimmung war.

„Hoch, hoch!“ echote es von allen Seiten.

„Seht,“ fuhr er fort und sah sich mit einem verschmitzten Gesicht im Kreise herum, „ich weiß wohl, unsere Damen sind den Süßigkeiten nicht abhold, schwärmen für Fondents, Pralinés . . .“

„Ja, ja natürlich.“

„Ja, aber sind die Damen auch bereit zu arbeiten, sich abzumühen, um sie zu verdienen?“ und er schaute fragend mit einem Straßenzungen-Gesicht um sich. Kurzes Schweigen: was mochte das für eine Arbeit sein? Dann aber brach es von allen Seiten hervor:

„Jawohl, sagt nur wie!“

Als dann ein riesiger bedeckter Korb herbeigebracht wurde, erreichte die Neugier der Damen ihren Höhepunkt. Das konnten doch beim besten Willen nicht lauter Süßigkeiten sein! Die ungeheure Sorgfalt Neris, den Deckel geschlossen zu erhalten, bis er das Zeichen gegeben hatte, die übertriebene Umständlichkeit der Vorbereitungen, stachelte alle aus der Mattigkeit auf. Endlich schlägt Beppo in die Hände: „Eins, zwei, drei!“ man hebt den Deckel: heraus kommt ein ganzer Schwarm von Tauben. Die Damen flugs hinterher. Jede Taube trägt am Bein eine kleine Bombonniere, ist so im Fliegen behindert und läßt sich schnell nieder, so daß jeder meint, nur die Hand danach ausstrecken zu müssen. Das ist ein Zagen und Haschen! Man sieht die bunten Gestalten der Frauen zwischen dem Grün der Pflanzen hin und her eilen, Ruffs und Pelztragen werfen, ja selbst die Sonnenschirme, was immer sie in den Händen hatten, aufgeregt durch den Wettstreit, voll Verlangen, es den anderen zuvorzuthun, um so mehr, als den Herren verboten ist, sich einzumischen und sie als Zuschauer mit ihrem Rufen und Gelächter die Aufregung vermehren.

Hier war Bianca in ihrem Element; schneller als irgend jemand ergriff sie eins der armen Thierchen, befreite es von seiner Last, streichelte und koste es, und lehnte dann ihre Wange gegen sein weiches Gefieder. Das Kleid noch immer auf den Seiten geschürzt und den breiten Schlapphut Beppos auf dem Kopfe hob sich ihre Gestalt von dem dunklen Hintergrund der Cypressen ab: die weiße Taube neben der jugendlichen Wange vervollständigte das Bild. Ihr kam das gar nicht zum Bewußtsein, aber eine Dame gegen Ende der Dreißiger flüsterte ihrer Freundin zu: „Sieh, wie sie die Unbefangene spielt. Welch' raffinierte Skette!“ . . .

Unterdessen begannen die Männer, um doch nicht ganz unthätig zu bleiben, aus voller Kehle zu rufen: „Hoch Beppo! Ein Hoch unserm Beppo! Bravo, bravo!“

Neuer Champagner, neue Fröhlichkeit! Alles scheint in den Festruf einzustimmen mit Musik und Gesang.

Zum Konzert Buonamici ist es nun zu spät, aber in den Park kann man noch gehen. Das mußte man wirklich. Um aber die Bitternis der Trennung hinauszuschieben, beschlossen alle zusammenhinguzugehen. Aber Beppo verlangt vorher einen Abschiedsgalopp, einen lebhaften, wilden, tollten Galopp. Der Boden ist uneben.

„Verzeihen Sie, Gräfin,“ sagte er zu Bianca, mit der er sich in den Strudel stürzt, „wenn man nicht achtgibt, fällt

man hin . . .“ und unter diesem Vorwand preßt er ihre liebliche Gestalt fest an sich.

Sie amüsiert sich, sie amüsiert sich gedankenlos, kindisch. Es ist so viel Luft, so viel berauschernder Duft in der Luft! Champagner hat sie nur wenig getrunken, aber um so mehr Bewunderung, und die steigt noch weit eher zu Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

## Drei Bücher.

Gemeinsam ist den drei vorliegenden Büchern, daß sie sich schon äußerlich dem Auge angenehm darbieten. Drei Zeichner des „Simplicissimus“ Heine, Reznicek, Caspari haben die Titelblätter entworfen, und die Künstler haben es verstanden, ohne sich eng an den Inhalt anzuschließen, ein Symbol für das zu finden, was in den Büchern das Anschaulichste ist. Ja, noch mehr, die Eigenart der drei bildenden Künstler ist nahe verwandt mit jener der drei schreibenden. Reznicek, außerordentlich geschickt, geschmackvoll, aber keine Persönlichkeit, läßt, im letzten Grunde unkünstlerisch — da haben wir ganz den Franzosen Jules Case, den Verfasser der „Slavin“. Thomas Theodor Heine, unberechenbar, überraschend, hier brutal und hart, dort schwelgend in weichen, fließenden Linien, aber Künstler in jedem Strich — da haben wir ganz den Norweger Knut Hamsun, wie er uns wieder in dem Novellenband „Die Königin von Saba“ entgegentritt, und Caspari, zart, schwächlich, mit der Empfänglichkeit für alles Milde, Verblühene, Ueberkommene, Absterbende, ähneln dem Deutschen Kurt Martens, dem Verfasser des „Tagebuchs einer Baronesse von Treuth“.

Alle drei Bücher haben noch das gemeinsame, daß sie von sehr begabten Verfassern stammen, ohne gerade einen Höhepunkt in ihrem Schaffen darzustellen. Für den, der nicht gerade Bücher lesen muß, auch nicht lieft, um nur müßige Zeit totzuschlagen, liegt kein Bedürfnis vor, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Wenn von Hamsun etwas veröffentlicht wird, so mag es an seinen anderen Werken gemessen, gut oder schlecht sein, es wird nie ganz seinen Urheber verleugnen, und der ist eigenartig genug, um stets zu interessieren. In der „Königin von Saba“ finden wir keine neuen Seiten; teilweise wirken diese Skizzen, besonders die Titelnovelle, die „Dame von Tiboli“, „Geheimnis Weh“, „Auf der Straße“, wie Vorstudien zu dem längst erschienenen Roman „Mysterien“, oder „Johannes Treu“ gemahnt an das Bohemleben der „Neuen Erde“.

Aber einige dieser Säckelchen, gerade die, welche sich so ganz einfach und bescheiden gebärden, in denen nicht so stark das „Ich“ in den Vordergrund zu treten scheint, sind doch reizvoll, eigenartig und künstlerisch; so die humorvolle Charakteristik des Tieres in „Mein Skidspsced“, die vollkommene Gleichberechtigung, das unbedingte Anerkennen der Persönlichkeit in dem stürzigen Bierföhler. Weißerhaft ist die Schilderung der sitzenden Matrosen auf den Bänken von Newfoundland — Menschen, die fast das Sprechen verlernen bei ihrer eintönigen Beschäftigung und nur noch ein dämmerndes Innenleben führen, wie im Halbtraum in den Wolken, über den weiten Wassern unheimliche Gesichte erblinden; die schlichte Schilderung eines Weihnachtsabends in einer kleinen abgelegenen Hütte; oder Skizzen aus Paris; jede nur ein paar Zeilen und jede entwirft ein ganzes Gemälde.

Und doch ist es nicht die Außenseite der Dinge, die Hamsun schildert, er schildert z. B. nicht wie ein Loti das Meer in tausend Farben und Worten, und man atmet bei ihm noch unruiger die feuchte Salzluft. Ja er sieht kaum mehr wie jeder andre, aber er dringt bei allen Dingen in die Tiefe. Er hat die seltene Kunst, das Wort zu finden für das, was sich eigentlich unter der Oberfläche unseres Bewußtseins vollzieht. Er giebt nicht die Dinge, sondern nur die Empfindungen den Dingen gegenüber, er sagt stets das, was die anderen nicht sagen, aber ohne uns je psychologisch zu langweilen, ohne daß wir nun das Gefühl haben, jetzt legt er seine Seele vor sich auf den Secierisch und schneidet in ihr herum, um einmal zu sehen, wie sie dann innen ansieht. Bei Hamsun ergiebt sich nichts, ereignet sich alles — von selbst, scheinbar ohne jede Reflexion. Seine Kunst ist, bei allem Raffinement, doch naiv. Er erzählt, als ob er mit sich selbst spricht, aber er beherrscht das, was er geben will, er hat die Fägel in der Hand, nie giebt er ein Wort zu viel, und wie vornehm komponiert er so ein Geschichtchen, er setzt ganz still und bescheiden ein, aber plötzlich ist er im klaren Fahrwasser und öffnet alle Segel. Und doch, wenn man Hamsun kennen lernen will, sollte man nicht gerade dieses Buch lesen, es gäbe einen zu engen Begriff von seinen Fähigkeiten; denn der Verfasser besitzt eine eigenartig dichterische Begabung und ist eine starke Persönlichkeit.

Jules Case ist überhaupt keine künstlerische Persönlichkeit. Wie in einer gläsernen Linse sammeln sich in ihm die Strahlen, und werden wieder projiziert; die Linse ist klar, durchlässig, gut geschliffen, giebt ein reines, fest unrrissenes Bild, aber sie thut nichts zu, nimmt nichts fort, sie sammelt nur die Lichtstrahlen. „Die Slavin“ behandelt die Geschichte einer Ehe, vom ersten Tage nach der Hochzeit bis zur Scheidung. Stets ist der Mann der Schuldige und stets behält

die Frau Unrecht. Eine Kette der unerquicklichsten Noheiten und Mißverständnisse. Gebrauch auf beiden Seiten. Der Mann geht schuldlos aus, während sie erliegt. Man hat oft das Gefühl, als ob der Verfasser sagte: werden wir einmal psychologisch! Für jede Handlung, jeden Gedanken werden hundert Beweggründe aufgeführt, so und soviel für und wider, die logisch richtig sind; aber seit wann bewegt sich das Leben nur in den Bahnen des Vernunftsmäßigen? Sieht es nicht Gefühle und Stimmungen, die uns einen Strich durch die glatte Rechnung machen? Und so ist dieses Buch vom Standpunkt der Vernunft — als wissenschaftliche Arbeit — nicht uninteressant, das Leben mag es Lügen strafen. Lehrreich ist das, was es bietet, im Kern mag es auch Wahres, Nichtiges über die moderne französische Ehe enthalten, aber es ist alles Abstraktion, alles Ergebnis. Die Arbeit ist in bestimmter Tendenz unternommen und zu Ende geführt, gewiß mit großem Geschick, aber ein Künstler ist Jules; Case in keiner Weise. Er ist ernster, klarer als Prevost, weniger oberflächlich, aber er hat doch nicht einmal die so geringen, guten Eigenschaften des letzteren.

Auch mit der Kunst Martens, wie man sie „aus dem Tagebuch einer Baroness von Treuth“ kennen lernt, vermag man sich noch nicht zu befreunden. Martens ist sehr, sehr geschickt, aber er ist auf Umwegen über die moderne Kunst und Wissenschaft zu sich selbst gekommen. Das sind alles Probleme, die er sich stellt, und er löst die Aufgaben, mögen es nun Probleme der Sprache, der Stimmung, des Stoffes sein.

Hermann Conradi sagte einmal: „Euch ist das Leben selbstverständlich, mir ist es Problem.“ Und so wird es jedem echten Dichter erscheinen; aber ist man denn ein Dichter, wenn man Probleme in das Leben hineinträgt? Man höre: Ein Dozent der Philosophie, ein freier, klarer Mensch schreibt an seinem großen Werk „die Erkenntnis und Beherrschung des Lebens“; mitten in der Arbeit befällt ihn ein altes Herzleiden und wirft ihn nieder; in seiner Angst und Einsamkeit wimmert er und läßt den Priester holen. Das Werk bleibt unvollendet, er selbst wird zur wissenschaftlichen Versteinerung. Sehr nett ausgedacht, aber lächerlich unwahr. „Die Königin besieht.“ Eine fein ausgelegelte Sade, die, wenn man sie liest, gar nicht so übel ist, aber wenn man ihrer augenblicklichen Suggestion getrauen, so albern erscheint, daß man sich schämt, sie wiederzuerzählen.

Aber neben diesen Fehlgriffen sind noch andere Dinge, wie „Anaben im Kampf“, „Der Geiger John Varing“, die den Stempel künstlerischer Vornehmheit tragen und viel versprechen. Alles in allem kann ich in dem Buch des zweifellos begabten Verfassers nichts mehr sehen, als Versprechungen, die eingelöst werden müssen.

Ein Norweger, ein Deutscher, ein Franzose. Der Norweger ein Ich, das sich auf seine Art mit der Welt abfindet, unbekümmert um das, was vorher war, was später kommt. Der Deutsche ein Dichter und Dämmerer, der herauswächst aus der alten Romantik, ein Ziel, der die gleichen Töne anschlägt, wie sie heute wieder in der modernen Illustration erklingen. Und endlich der Franzose, völlig unkünstlerisch in unserem Sinne, aber dafür ein außerordentlich klarer, wissenschaftlich geschulter Kopf. —

Georg Hermann.

## Kleines Feuilleton.

**h. Die Mitleidenden.** Die Frau des Rentiers Braune war von einer Reise zurückgekommen und stand nun an den Fenstern ihres Speisezimmers. In die Stille ihrer Straße tönte ein Lärm, den sie nicht gewöhnt war. Auf der anderen Seite hatte jahrelang das Feld brach gelegen, und doch schien es nicht wertlos, da es von einem dichten Drahzahn umgeben war. Dort arbeitete jetzt eine ganze Schar Menschen. Bisher hatten nur die Kinder in den hellen, über bewachsenen Sandboden Löcher gewühlt, die sie mit Sandmauern und Gräben umgaben. Heute aber hoben große Männer den Sand aus. Nicht nur an einzelnen Stellen. Die ganze Oberfläche des Grundstücks wühlten sie an. Von dem Inkraut war nichts mehr zu sehen. Nur das weißliche Gelb des schon lange in der Sonne liegenden Sandes und das dunklere des feuchten, eben bloßgelegten Grundes beherrschte den Platz. In einer Ecke waren mit grauem Mörtel bespritzte Baugerüste aufgeschichtet. Bald würden also auch hier die Mauern aus der Erde wachsen.

Frau Braune sah interessiert zu, wie mehrere der Männer im Hintergrund des Feldes einen Wagen mit Sand beluden. In gleichmäßigem Takt stießen die Spaten in die lockere Erde und fuhren über den Rand des Wagens mit dem, was sie aus der Erde gerissen. So wentig das schien — der Wagen füllte sich doch zusehends bei dem rasstlosen, raschen Auf und Nieder der Arme.

Als ihn ein kleiner Hügel Sand krönte, faßte der eine der Männer die Zügel der Pferde und, die Peitsche über dem Kopf schwingend, trieb er die Pferde mit „Hü!“ an.

Einen kleinen Rud kamen sie wohl vorwärts. Aber die Räder mußten sich wohl zu tief in den lockeren Boden eingewühlt haben — die Pferde rissen vorwärts — nach rechts — nach links hinüber — der Wagen blieb auf der Stelle stehen.

Frau Braune war erschreckt zusammengeschrien bei dem Geschrei der Männer, dem Getrappel der Pferde und dem Gerassel der Wagenketten. Wie grob die Männer mit den Tieren umgingen! Was für eine Leistung sie von den armen Geschöpfen verlangten!

Und voll Erwartung, wie sie wohl den schweren Wagen aus dem tiefen Sand herauschaffen würden, blickte sie hinüber.

Die Männer schoben mit ihren Spaten den Sand, der vor den Rädern lag, zur Seite. Und als sie freilagen, griff der Kutscher wieder nach den Zügeln und nach der Peitsche. Die anderen Männer stemmten die Arme in die Speichen oder die Schultern an das Wagenende — und unter noch größerem Lärm, noch lauterem Aufseufzen ging es wieder vorwärts.

Das Gesicht der Frau Braune verzog sich angstvoll, als sie bemerkte, wie die Pferde an ihren Geschirren zerrten, wie sie mit flatternden Mähnen und aufgerissenen Augen vorwärts strebten, geheißt von dem Geschrei, das hinter ihnen tobte. Als sie endlich mit dem Fuhrwerk auf der Straße standen, zitternd und unruhig, war Frau Braune ganz aufgeregt über die Mißsichtslosigkeit, mit der die Männer die Pferde behandelten. Nein, das dürfte durchaus nicht länger geduldet werden. Da mußte eine entschiedene Aenderung eintreten. Ein warmes Mitgefühl für die schwer geplagten Tiere erfüllte sie.

Da sah sie von dem Bauplatz einen Herrn kommen. In ihrer Freude erkannte sie in ihm den Maurermeister Grief, einen guten Bekannten. Wenn der den Bau leitete, war es nicht nötig, erst zur Polizei zu laufen, wie sie anfangs wollte. Sie öffnete das Fenster und rief ihn herauf.

„Nein das ist doch schrecklich, wie diese Menschen die armen Pferdchen mißhandeln!“ rief sie, als wieder ein Wagen hinausgeschafft wurde. „Ach, die armen Tierchen, die armen Tierchen!“ jammerte sie und hielt sich die Ohren zu. „Das ist ja gar nicht mit anzuhören, da wird man ja ganz krank!“

„Das ist aber auch wahr!“ meinte der Maurermeister überzeugt. „Aber denken Sie, es fällt den Kerlen ein, Bohlen bis dahinten hin zu legen? Ich habe es ihnen extra gesagt. Nicht einmal, nein, zehnmal. Aber sie hören nicht. Es ist schon zum Verzweifeln. . . . Ich werde doch gleich einmal hinüber gehen.“ Wie um sich selbst zu entschuldigen, fügte er hinzu: „Das ist's ja eben, man kann nicht immer dabei sein. Sonst — — Ja, man hat ja auch mehr zu thun. . . . Glauben Sie mir nur, liebe Frau Braune, ich kann es auch nicht mit ansehen, wie die Tiere so geschunden werden.“

Fast tröstend, wortlos vor Erregung, umfaßte Frau Braune seine Hand mit ihren Fingern und schüttelte sie zum Abschied.

Als der Maurermeister den Bauplatz betrat, kamen die Kutscher auf ihn zu und verlangten Bohlen. Sie wollten ihre Pferde nicht mehr so quälen und schinden in dem weichen Sand. Sie können auch nicht vorwärts und könnten nicht bis zum Ersten den Boden weggeschafft haben.

„Ach, macht doch keinen Unsinn!“ meinte der Maurermeister, „is et so lange jejangen, kriegt Ihr et ooch fertig.“

Er ging nach einem andern Bau. Die Männer schwiigten beim Hinauschieben der vollen Wagen. Der Lärm hörte nicht auf, und als Frau Braune endlich einmal wieder des Maurermeisters habhaft werden konnte, sagte er:

„Ja, Sie sehen ja, was das nützt, wenn man den Leuten was sagt. Die haben kein Mitgefühl.“

Und Frau Braune schüttelte traurig und entrüstet den Kopf. —

**c. Chinesische Ladenschilder.** Ein China-Reisender schildert im Novemberheft der „Westminster Review“, wie die Chinesen ihre Waren anzupreisen pflegen. Die Ladenschilder in Peking gehören zu den merkwürdigsten Eindrücken; sie zeigen eine seltsame Mischung von Dichtung und Melame. So liest man z. B.: „Theeladen der himmlischen Principien“, „Das Gute und Gerechte dem Himmel gemäh“, „Der ehrliche Feder-Laden von Li“, „Das Stahl-Geschäft zur podennarbigem Kinnlade“, und ein Del- und Weingeist ist die „Nachbarschaft der vollkommensten Schönheit“. Eine Opiumhöhle wird genannt „Zum dreimal Rechtschaffenen“ und ein Restaurant führt den Titel „Der Hammelfleisch-Laden der Morgendämmerung.“ —

## Völkerkunde.

**kg. Die Tätowierungen der Samoaner.** In dem letzten Heft des „Internationalen Archivs für Ethnographie“ veröffentlicht W. v. Wilow einige wertvolle Beiträge zur Ethnographie der Samoa-Inseln. Ein wichtiges Kapitel im Leben der Samoaner ist die Tätowierung. Der „Tätowierer“ ist eine der angesehensten Gestalten in der Hierarchie der samoanischen Kasten. Die Ausübung seiner Kunst ist auf bestimmte Familien beschränkt, die ihre verschiedenen Geschäftsnamen führen. Das Tätowieren ist daneben auch ein einträgliches Geschäft. Für die Tätowierung eines jungen Mannes erhält der Tätowier-Künstler eine der feinen handgeflochtenen Matten, die den Göttern geheiligt sind, als Opfer, und während der Arbeit schlächtet man ihm und seinen Gehilfen täglich ein Schwein oder mehrere Hühner zur Verpflegung. Der Tätowierer, der während seiner Thätigkeit, ebenso wie der Zimmermann, der Hausbauer oder Fischer bei den Samoanern als Priester der Götter fungiert, nimmt selbst Opfergaben in Empfang. Gewöhnlich besaßen sich die Tätowierer gleichzeitig mit der Heilung von Krankheiten. Die Farbe, die sie zur Tätowierung brauchen, bereiten sie selbst aus dem Ruß von verbrannten Früchten, der mit Wasser vermischt wird. Ihr hauptsächlichstes Handwerkszeug besteht aus einem Halter oder Schaft von sehr leichtem Holz, an dem ein Blatt aus Schildkrötenhäute mit Fasern einer Kolumbus angebunden ist. An diesem Blatt ist der Ramme befestigt, ein drei Centimeter breites, plattgeschliffenes und feingezähntes Stück eines

Eberzähnes. Menschenknochen pflegen die Samoaner zu diesem Stamm nicht zu verwenden. Die Eingeborenen haben vor menschlichen Knochenresten eine große Scheu, sie geben selbst die Köpfe der gefallenen Feinde den Angehörigen wieder zurück. Mit diesem Instrument werden die größeren schwarzen Flächen der Tätowierung hergestellt. Daneben existieren ganz ähnliche Werkzeuge, aber mit bedeutend kleinerem Stamm. Bei dem kleinsten, das zu kleinen Verzierungen, Sternen, Häkchen und Seevögeln gebraucht wird, ist der Stamm nur  $\frac{1}{4}$  Centimeter breit. Ein sehr wichtiges Werkzeug des Tätowierers ist außerdem ein Stab, der zum Einreiben der Rämme in die Haut verwandt wird. Er ist ca. einen Fuß lang und mißt  $\frac{3}{4}$  Zoll im Durchmesser. Bei der Operation führt der Tätowierer mit der einen Hand den Stamm über die mit Mustern zu bedeckenden Flächen, während er mit der andern unansgesetzt mit dem Stab auf das Instrument klopfte, um es in die Haut hineinzutreiben. Um die Zeichnung dauernd sichtbar zu machen, wird der Stamm vorher in die Ruffarbe getaucht, von der stets ein Teil in der Wunde zurückbleibt. —

**Geologisches.**

— Ueber die bodenbildende Thätigkeit der Insekten sprach Dr. Keilhak in der letzten Sitzung der „Deutschen Geologischen Gesellschaft“. Einem Bericht der „Voss. Ztg.“ über den Vortrag entnehmen wir folgendes: In Heidegebieten, die seit langen Jahren oder überhaupt niemals als Acker benützt worden sind, kann man in der obersten Bodenschicht einen außerordentlichen Reichtum an Insektenleben beobachten, dessen Vorhandensein in Perioden trockener Witterung sich in zahllosen, den Boden bedeckenden Häufchen von lockerem, trockenem Sande äußert, die durch die in der Erde lebenden Larven oder vollkommenen Insekten beim Graben und Wühlen an die Oberfläche befördert worden sind. Wenn es sich bei diesen Grabarbeiten um gleichmäßig zusammengesetzten Boden handelt, so kann natürlich diese Thätigkeit der Insekten keine besondere Wirkung hervorrufen, besteht aber der Boden im Normalzustande aus einem Gemenge von Sand und Kies mit zahlreichen kleinen Geschieben und Geröllen, wie das in Flächen von Hunderten von Quadratmeilen Größe in Norddeutschland der Fall ist, so kann durch die Thätigkeit der Insekten eine ganz bemerkenswerte Uänderung in der Zusammensetzung des Bodens herbeigeführt werden. Da diese kleinen Tiere nämlich die größeren Gemengteile des Bodens nicht an die Oberfläche transportieren können, so befördern sie aus den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Kieskörnern und Steinen nur den feinen Sand nach oben, während die größeren Bestandteile dadurch allmählich zusammensinken und in die Tiefe wandern. Auf diese Weise wird die oberste Schicht von drei bis vier Decimeter Mäße in der Weise zerlegt, daß Kies und Steine eine Sohle bilden, auf welcher eine zwei bis drei Decimeter dicke Schicht von reinen Sanden aufliegt. Daß derartige Prozesse in ausgedehntem Umfange statthaben, konnte der Vortragende in einem Gebiete beobachten, wo die bestellten Felder auf ihrer Oberfläche mit Kies und Steinen dicht bedeckt waren, während das vom Pfluge unberührte angrenzende Heidefeld, welches nur mit Grasbüscheln, Heidekrautsträuchern und vereinzelten Kiefern besetzt war, eine vollkommen stein- und kiesfreie, sandige Oberfläche zur Schau trug. Es sind verhältnismäßig wenig Gruppen von Insekten, die aber durch die ungeheure Zahl der Individuen, in der sie auftreten, große Wirkungen auszuüben vermögen. Unter den Käfern sind es die Larven einer Art von Laufkäfern, der Cicindelen, die sich tiefe Löcher in den Boden hineingraben, an deren Mündung sie sich auf Weite lauern aufzuhalten. Eine andere löcherbauende Käfergruppe sind die Mistkäfer, die in den gegrabenen Schächten die ihre Eier bergenden Kothbällchen unterbringen. Eine sehr rührige Thätigkeit entfalten die Nasenameisen, welche über ihren unterirdischen Löchern große Massen eines lockeren Sandes bis zur Höhe von 1—2 Decimeter in Nasenbüscheln oder Heidekrautsträuchern aufstürmen. Besonders emsige Arbeiter sind die Sandwespen, deren grabende Thätigkeit gleichfalls der Brutpflege dient. Sie legen ihre Eier in Kanpen hinein, die sie durch einen Stich in eine Art Starckrampf versehen, und schleppen dann die wehrlosen Opfer in selbstgegrabene Erdlöcher hinein, in denen die Larven zur Entwicklung gelangen, und zwar müssen sie für jedes Ei einen besonderen Schacht bauen. Außer diesen Insekten können noch die Grillen als Höhlenbauer angeführt werden. In Gebieten, in denen das Land von Zeit zu Zeit nach längeren Brachperioden umgepflügt wird, kann durch diese Thätigkeit der Insekten eine selbständige Bodenschicht natürlich nicht erzeugt werden. Wenn aber Heidefeld durch Jahrhunderte dem Wirken der kleinen unterirdischen Pioniere ausgesetzt gewesen ist, so können dadurch Schichten von solcher Mächtigkeit erzeugt werden, daß eine durch flaches Pflügen nicht mehr durchführte Bodenschicht entsteht, die in physikalischer Beziehung und durch ihre Zusammensetzung sich auf das vorteilhafteste von dem sterilen darunter folgenden Kies unterscheidet, und in solchen Gebieten, deren es ja in den Heidefeldschaften Norddeutschlands in ungeheuren Flächen giebt, kann das geräuschlose Wirken der Insekten zu Resultaten führen, die mit der bekannten bodenbildenden Thätigkeit der Regenwürmer in Parallele gestellt werden können. In der an den Vortrag sich anschließenden Diskussion wurde darauf hingewiesen, daß in großen Gebieten des nordwestlichen Deutschlands die vom Vortragenden beschriebene Schichtenfolge, d. h. eine feine Sanddecke

auf einer Kies- und Steinunterlage, in weiten Gebieten sich beobachten und durch die Thätigkeit der Insekten vortrefflich erklären läßt. —

**Technisches.**

n. Acetylen-Glühlicht. Die Beleuchtungstechnik kommt gar nicht mehr zur Ruhe; der neueste Fortschritt auf diesem Gebiete ist das Acetylen-Glühlicht, das geeignet erscheint, dem elektrischen Licht scharfe Konkurrenz zu machen. Bisher war es schwierig, das Acetylen zu Zwecken zu verwenden, welche, wie das Glühlicht, die Erzeugung einer hohen Temperatur voraussetzen. Denn es muß zu diesem Zweck vor der Verbrennungsöffnung mit Luft gemischt werden, wodurch aber im allgemeinen die Explosionsgefahr gesteigert wird. Nun sind jedoch Acetylenbrenner konstruiert worden, welche diese Schwierigkeit überwunden haben und deren Flamme ungemein heiß ist, heißer als beispielsweise die Flamme des Bunsenbrenners. Der mittels derselben bis zur Weißglut erhitzte Glühstrumpf leuchtet infolge dessen weißer, als der durch den Bunsenbrenner erhitzte Gasglühstrumpf, der jenem gegenüber stets einen grünlichen Schimmer zeigt. Das Acetylen-Glühlicht wird deshalb vornehmlich überall da Verwendung finden, wo man sehr helles Licht braucht, wo aber die Erzeugung von Electricität unthunlich erscheint und auch keine Gasanstalt in der Nähe ist. —

**Humoristisches.**

— Anknüpfung. „Papa, sind die kleinen Wuben auch alle von Staub gemacht?“  
 „Ja, mein Sohn.“  
 „Dann sag' doch der Luzzie, sie soll mich nicht so oft abbürsten, ich fürchte, sie wird mich noch einmal ganz wegbürsten!“ —  
 — Nicht möglich. Arzt: „Hatten Sie heftigen Schüttelfrost?“  
 Patientin: „Ich mein' schon.“  
 Arzt: „Die Zähne klapperten Ihnen wohl?“  
 Patientin: „Ach nein! — Die waren im Nachtlächchen.“ —  
 („Jugend“.)  
 — Ein Idealist. „Nun, haben Sie auf Ihrer Reise recht viel genossen?“  
 „Aber ich bin Sie, 's geht halt doch nichts über die — Hausmannskost!“ —

**Bücher-Einlauf.**

— Knecht Ruprecht. Kinder-Weihnachtsblatt. Herausgegeben von Ernst Draufewetter. Köln a. Rhein, Schafstein u. Co. —  
 — Max Hof, Am Quell der Wahrheit. Schauspiel in 4 Aufzügen. Berlin, Eduard Bloch. —  
 — Adolf Schafheitlin, Das Zeitalter der Cyklopen. Dramatische Dichtung in drei Teilen. Berlin, S. Rosenbaum. —  
 — Otto Wille, Das Buch des Lebens. Dramatische Dichtungen. I. Die Weihenacht, Vorspiel in einem Aufzuge. Leipzig, Otto Wille. —  
 — Carl Weiter, Um das Gute! Verse. Berlin, Alexander Dunder. —  
 — Carl Kempe, Manneswort und Frauenlob. Bilder aus dem Leben. Leipzig, Gustav Hebel. —  
 — Gabriele Reuter, Frau Würgelin und ihre Söhne. Roman. Berlin, S. Fischer. —  
 — Hermann Stehr, Der Schindelmacher. Novelle. Berlin, S. Fischer. —  
 — Richard Gabriel, Novellen. Berlin, Freund u. Jodel. —  
 — Bladhsław Łozinski, Das Marienbild von Busowiska. Novelle. Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von Helena Rajdansa. Berlin, S. Rosenbaum. —  
 — Gut und Böse. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur, gesammelt und herausgegeben von Dr. Paul von Gizycki. Berlin, Ferd. Dümmler. 7,50 M. —  
 — Die geschminkte Welt! X. Strahlen in das Dunkle des Consciencelebens. Berlin, Robert Hermann. 60 Pf. —  
 — Prof. Dr. Ludwig Büchner, Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft. Gießen, Emil Roth. 6 M. —  
 — Dr. O. Echtermeier, die Naturheilkunde im Lichte der Wissenschaft. Berlin, Ernst Hesse. —  
 — Fr. Clausen und O. von Bronk, „Neue Erfindungen auf dem Gebiete der Electricität. Berlin, Verlag des physikalischen Laboratoriums Clausen u. v. Bronk. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 19. November.